

Zeitschrift: Tec21
Herausgeber: Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein
Band: 132 (2006)
Heft: 7: Le Corbusier

Artikel: Le Corbusier in Vichy
Autor: Roulet, Daniel de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-107914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Le Corbusier in Vichy

Eine literarische Annäherung an Le Corbusiers Vergangenheit in Vichy anhand seiner veröffentlichten Briefe.

An Charles Kleiber

Ich dachte, eine Fahrt nach Vichy würde mir helfen, zu begreifen, was sich dort Anfang der Vierzigerjahre abgespielt hat, als diese in der Auvergne gelegene Unterpräfektur die Hauptstadt des «Französischen Staates» war. Und warum Le Corbusier sein Büro und seinen Wohnsitz dorthin verlegt hat. Ich bildete mir ein, am Allier entlangzulaufen würde genügen, um diese Stadt auf mich einwirken zu lassen und ihre Geschichte besser zu verstehen. Weil ich die naive Vorstellung habe, laufen würde mir helfen, die Welt zu erfassen.

Vor drei Jahren arbeitete ich an einem Vortrag über Louis Chevrolet, Cendrars und Le Corbusier, die alle drei in La Chaux-de-Fonds geboren wurden, die beiden Letztnannten 1887. Bei dieser Gelegenheit las ich die von Birkhäuser¹ herausgegebenen Briefe von «Le Corbu», wie er auch genannt wurde. Ich war höchst erstaunt, zu erfahren, dass mein Lieblingsarchitekt in Frankreich als Kollaborateur der Nazis aktiv war. Zur Zeit der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkriegs hatte er sich mit seiner Agentur in Vichy niedergelassen, um Marschall Pétain, Chef eines hitlerfreundlichen französischen Staates, aus nächster Nähe zu dienen. In zahlreichen Briefen brachte Le Corbusier seine Bewunderung für das neue Regime zum Ausdruck und kritisierte den Widerstand derer, die Frankreich befreien wollten.

Als ich an der ETH Lausanne – damals EPUL – studierte, liessen uns die Professoren jedes einzelne Projekt von Le Corbusier bewundern. Wir verbrachten unsere Ferien mit der Besichtigung seiner Bauten, in Marseille, Ronchamp, Passy, Saint-Etienne, am Ufer des Genfersees und in La Chaux-de-Fonds. All unsere Zeichnungen, selbst die ungeschicktesten, nahmen Bezug auf die Werke des Meisters. Wir hängten seine Skizzen auf, zitierten seine Aussprüche. Als ich dann eine Architektin heiratete, bekamen wir zur Hochzeit zwei Sessel von «Le Corbu» geschenkt, die ich noch heute in Ehren halte.

Ich erzählte meinen ehemaligen Kollegen, was ich in der Lebensgeschichte unseres grossen Meisters entdeckt hatte, doch sie baten mich, ihnen ihre Illusionen nicht zu rauben. Einer von ihnen meinte, ich würde im Dreck wühlen, ein anderer sagte mir klipp und klar, er glaube mir nicht. Ich merkte, dass sie zutiefst verärgert

waren, sich aber weigerten, ihre Meinung zu revidieren. Anfang dieses Jahres betrat ich zufällig eine Galerie in der Rue de Seine in Paris, die Gemälde von Le Corbusier ausstellte. Ich gab dem Galeristen zu bedenken, die Bilder aus dem Jahre 1942 seien vermutlich in Vichy entstanden. Er bat mich, es nicht zu laut zu sagen. Er wusste es, bedauerte aber diese Tatsache, die einen Wertverlust seiner Sammlungen hätte bedeuten können, und fügte sogar hinzu: «Verstehen Sie mich bitte richtig, ich weiss, dass es paradox ist, aber wirtschaftlich steht hier zu viel auf dem Spiel. Wenn man hier weiter nachforscht, wird Le Corbusiers Ansehen einen irreparablen Schaden nehmen. All diejenigen, die für seine Bilder oder Wohnungen Höchstpreise bezahlt haben, werden ruiniert sein.»

Das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben. Es ist ja nicht meine Aufgabe, den Marktwert eines Werkes zu beeinflussen. Aber ich bin nun mal so: Den Mund kann ich zwar halten, die Feder jedoch nicht. Eines Tages liess ich in einen Artikel für eine Schweizer Wochenzeitung einfließen, auch «Le Corbu» habe... als Frankreich von den Deutschen besetzt gewesen sei... Ich hätte schweigen sollen.

Denn nun begann der Ärger. Le Corbusiers Freunde meldeten sich brieflich und telefonisch bei mir, nannten mich einen Nestbeschmutzer. Das Hauptargument meiner Verleumder war denkbar einfach: «Le Corbu» erscheine schliesslich auf unserer meistverbreiteten Banknote, der Zehnfrankennote. Damit sei unser Architekt über jeden Verdacht erhaben. Doch genau zur selben Zeit gab die Schweizerische Nationalbank bekannt, die Note, die Le Corbusier mit seiner dicken Brille zeigt, werde durch eine neue Note ohne Porträt oder persönlichen Bezug ersetzt. Ich wurde sozusagen offiziell über diese Entscheidung informiert. Man bat mich jedoch, noch bis ins Jahr 2010 mit den alten Scheinen vorlieb zu nehmen.

Da dort, wo ich wohne, mit Euros bezahlt wird, beschloss ich, keine tugendhafte Kampagne gegen meine Jugendliebe zu starten, sondern mich darauf zu beschränken, meine persönliche Neugierde zu befriedigen. So machte ich mich eines schönen Frühlingstages auf den Weg nach Vichy. Ich nahm einige Geschichtsbücher sowie Le Corbusiers Briefe an Auguste Perret² mit. Auch meine Sportschuhe hatte ich eingepackt, in der festen Absicht, sie bei einem Lauf entlang des Flusses einzusetzen, an dem «Le Corbu» so gerne zwischen zwei Sitzungen mit Marschall Pétains Scherzen spazieren gegangen war. Ich wollte herausfinden, was an der

Stadt so besonders war, dass unter den etwa hundert Unterpräfekturen Frankreichs ausgerechnet sie ab dem 2. Juli 1940 als Regierungssitz dienen sollte. Und zwar bis zum 20. August 1944, als der von den Alliierten verfolgte Marschall nach Deutschland floh. Dafür sprachen meiner Meinung nach drei Dinge: erstens das grosse Beherbergungsangebot der Stadt Vichy mit ihren nicht weniger als 250 Hotels. Zweitens das Vorhandensein eines modernen Fernmeldeamtes. Le Corbusier war über Anschluss 330 erreichbar. Und drittens die direkte Eisenbahnverbindung nach Paris. Sicher gab es noch weitere Gründe, die ich bei einer Erkundung im Laufschritt zu entdecken hoffte.

Wie weiträumig Frankreich ist, merkt man bald, wenn man es bis in seine einstige Hauptstadt durchqueren muss. So hielt ich auf der Höhe von Macon, auf offenem Land, bei einem Restaurant, auf dessen Parkplatz etwa zwanzig LKW standen. In einem solchen «Routier» bekommt man von der Wirtin einen Platz zugewiesen. Sie setzte mich vor einen müden Fernfahrer, der mir prompt seine Lebensgeschichte erzählte. Seit dreissig Jahren fahre er einen riesigen Muldenkipper. Getreide in loser Schüttung, Sand, Viehfutter, Düngemittel... Fünfzig Stunden pro Woche arbeite er, und das sei bloss der Durchschnitt. Jede Nacht schläfe er in der Fahrerkabine seines Fahrzeugs, nur manchmal samstags bei seiner Mutter. Als ich ihn fragte, ob er schon mal Vichy besucht habe, verzog er das Gesicht: «Das Mineralwasser aus Vichy mag ich nicht, und es stinkt dort, immer noch stinkt es dort.»

Zwei Stunden später stehe ich vor dem Verkehrsbüro der Unterpräfektur des Departements Allier, Vichy, am Rande eines Parks mit hundertjährigen Bäumen, unter denen die Kurgäste Schutz vor der Maisonne suchen. Ich frage die Dame am Empfang, ob es irgendein Museum, eine Erinnerungsstätte gebe, wo ich begreifen könne, was hier Anfang der Vierzigerjahre geschehen sei. Sie antwortet mit breitem Lächeln: «Natürlich nicht. Wir veranstalten geführte Besichtigungen zu diesem Thema, doch erst später in der Saison», und überreicht mir einen offiziellen Prospekt. Ich frage sie, was aus dem «Carlton» geworden sei, in dem «Le Corbu» seine Agentur eingerichtet hatte, und aus dem Hotel «Queen's», wo er mit seiner Frau wohnte. «Ganz einfach», erklärt sie mir, «das Hotel «Carlton» steht gegenüber, auf der anderen Strassenseite. Und aus dem «Queen's» ist das «Sofitel Les Célestins» geworden, ein 4-Sterne-Hotel.»

Ich beginne mit dem «Carlton», heute ein privates Wohnhaus, aber mit unverändertem Namen. Der majestätische Dampfer, ein Bauwerk vom Beginn des 20. Jahrhunderts, überragt die Stadt. Im Erdgeschoss befindet sich immer noch ein grosser Billardsaal mit Kristallleuchtern sowie ein Bridge-Club. Die Hausmeisterin findet mich offenbar ein bisschen zu neugierig und fragt, wie sie mir behilflich sein könne. Ich erkläre ihr, dass ich gerne sehen möchte, wo Le Corbusier... Mehr muss ich nicht sagen, sie war schon mal in Ronchamp. Laut ihrer Aussage hatten im «Carlton» neben dem grossen Architekten die berühmtesten Würdenträger des französischen Staates ihre Büros, und zwar in Suiten, die später

zu Wohnungen umgebaut wurden. Ich hatte gehofft, Le Corbusier hätte hier in einiger Distanz zu den Machthabern gearbeitet, doch ich muss feststellen, dass er wohlbetucht im Kreise der Kollaborateure wirkte, in einer Strasse namens Rue du Président Wilson. Nach der Ermordung seines Propagandaministers wollte Pétain sie in Rue Philippe Henriot umbenennen, doch die Schilder waren aus dem Rathaus verschwunden.

Ich verlasse das «Carlton» und begebe mich zu Fuss zum ehemaligen «Queen's», über das Le Corbusier in einem Brief vom 28. März 1941 an seine Familie schreibt: «Ihr wisst, dass wir im «Queen's» wohnen, mit Sicht auf den Allier und die Landschaft, 300 Meter von meinem Büro entfernt. Grosses, sehr schönes und sehr ruhiges Zimmer.» Im gleichen Brief heisst es: «Beim Ratspräsidenten sagte mir der stellvertretende Kabinettsleiter des Marschalls: Ihre Stunde ist gekommen... Ich habe um 12.30 Uhr im Staatsradio (Radio Jeunesse) gesprochen... in ein paar Tagen... werdet ihr im Radio eine Ansprache des Marschalls hören, er wird über das sprechen, was gerade geschehen ist.» Seiner Mutter schreibt Le Corbusier in triumphierendem Ton. Von nun an sei er es, der dem Marschall seine guten Ideen zu moderner Stadtplanung zuflüstere.

Das Hotel «Les Célestins», Nachfolger des «Queen's», wirbt heute in einer anderen Sprache. Auf der Fassade sind nicht mehr die veralteten Kurort-Wörter zu lesen. Die wohltuende Wirkung des Schwefels und der Vichy-Pastillen wird nicht mehr erwähnt, heute werden Cardio-Training, Fitness und Schönheitsinstitute angepriesen. Die Übernachtung in einer Luxus-Suite kostet achthundert Euro ohne Frühstück. Wie viel hat wohl «Le Corbu» seinerzeit bezahlt? Der Ausblick von der Hotelterrasse auf den Parc Napoléon III ist eine Reise wert – falls man sie sich leisten kann. Ich gehe zwischen den 450 vom Kaiser gepflanzten Bäumen spazieren. Auf einem Schild steht zu lesen, sie gehörten 65 verschiedenen, aus mehreren Kontinenten stammenden Arten an.

Ich nehme mir vor, hier am nächsten Tag im Morgen grauen zu laufen. Auf Erkundung sozusagen. Einstweilen informiere ich mich anhand der ausgewählten Briefe, die ich in der Hand halte. Zwischen zwei reich verzierten Schweizer Chalets, die Le Corbusiers Herz bestimmt haben höher schlagen lassen, entdecke ich eine Statue aus dem Jahre 1991. Die konnte er also nicht bewundern. Auf einem Sockel aus poliertem Granit erhebt sich eine kaiserliche Büste, über und über mit Kriegsorden geschmückt. Darunter steht: «Napoléon III, Kaiser der Franzosen 1808–1873, Wohltäter von Vichy». Vielleicht wusste man 1991 noch nicht, dass jener Kaiser durch einen ähnlichen Staatsstreich an die Macht gekommen war wie Pétain, der zuvor die widerständigen Parlamentarier hatte verhaften bzw. deportieren lassen. Schon im September 1940 kam Le Corbusier hierher, um seine Ergebenheit dem neuen Regime gegenüber zu bekunden. Mein Wissen über sein damaliges Verhalten stützt sich lediglich auf diese wenigen Briefe aus einer lückenhafte Korrespondenz, die durch die nach ihm benannte Stiftung zur Veröffentlichung freigegeben wurde. Ich lege keinen Wert darauf, neuere Quellen heranzuziehen, schliesslich bin ich keiner, der im Dreck wühlt.

Doch allein schon diese Schriften sind von unerträglichem Opportunismus und Zynismus geprägt. Einer Faszination für die starke Macht. Ich lese sie noch einmal durch, dort auf der Bank mitten im Park, in dem Le Corbusier den Sonnenuntergang betrachtet hat. Für einen Augenblick der Verwirrung könnte ich Verständnis aufbringen. Wie etwa bei Gide, der im Juni 1940 in sein Tagebuch schrieb, Pétais Ansprache habe ihn ergriffen. Doch der lang anhaltende, geduldige Opportunismus des 53-jährigen Le Corbusier ist etwas anderes. Während sich sein Geschäftspartner und Vetter Pierre Jeanneret in Grenoble der Résistance anschloss, war er selbst fast zwei Jahre lang in Vichy damit beschäftigt, seine Arbeit zu organisieren und sein Beziehungsnetz vor Ort aufzubauen. Und erst nachdem er sich lange dort eingeschmeichelt hatte, kehrte er nach Paris in sein Atelier an der Rue de Sèvres zurück. Nicht etwa, um von seiner Kollaboration mit den Nazis Abstand zu nehmen, sondern um im Wald von Fontainebleau Barackenlager zu errichten, deren Gebrauchsanweisungen durch die Vichy-Regierung veröffentlicht wurden. Denn es galt, dringend das Problem der zwangsumgesiedelten Bevölkerungsgruppen zu lösen. Fürwahr ein grosses Projekt.

Am 28. März 1942 schreibt Le Corbusier: «Liebste Mama... Ich habe Abschied genommen von Vichy, von den Leuten, die mich unterstützt und meine leidenschaftliche Beharrlichkeit geschätzt haben. Ein Abschied, geprägt von tröstender Freundlichkeit und Zuversicht... Zum Schluss: All diese Anstrengungen werden mitgetragen von einer Organisation, bestehend aus Männern, die ich in recht entschlossener Weise zusammenführen darf, um ein wahrhaft aktives Umfeld zu schaffen... Ich werde Herr im eigenen Hause sein. So viel kann ich dir, liebe Mama, heute nach all den Monaten des Wartens erzählen. Und noch etwas: Meine Feinde gehen unter. Komischerweise stand dies alles – abgesehen von den Daten – in meinem Horoskop aus dem Jahre 1937.»

Kurzfristige Verleugnung, vorübergehende Mutlosigkeit, so etwas könnte man noch angehen lassen. Doch mit Le Corbusiers Verbissenheit kann ich mich nicht abfinden. Er war kein gelegentlicher «Collabo», er sehnte die neue Ordnung herbei: «Hitler kann sein Leben mit einem grossartigen Werk krönen: der Neugestaltung Europas.» Und dies alles vor dem Hintergrund eines alten Antisemitismus. Le Corbusier schreibt im Zusammenhang mit La Chaux-de-Fonds: «Der kleine Jude wird schon eines Tages bezwungen werden. Ich sage ‹kleiner Jude›, denn hier kommandieren sie herum, machen Krach und blasen sich auf, und ihre Väter haben praktisch die ganze lokale Industrie geschluckt...»

Am späten Nachmittag werfen die Parkbäume lange Schatten, die Sonne über dem Allier gibt den Joggern Gelegenheit, ihre Ausdauer auf die Probe zu stellen. Ohne Hast, mit der Ruhe dessen, der am nächsten Morgen früh aufstehen wird, um über die Brücke bis zur Pferderennbahn zu laufen, setze ich meine Erkundung fort, bis ich bei einer Rotunde im Second-Empire-Stil ankomme. Dort bestelle ich ein Viertel Vichy und lausche den Unterhaltungen. Zwei Briefmarkensammler meines Alters sprechen über Geld. Der eine freut sich, die voll-

ständige «Kolonialserie» zu besitzen, der andere bietet ihm Aufdrucke mit Frankierungen des «Französischen Staates» an. Beim Gespräch über die Vergangenheit wird ihnen warm ums Herz. Sie reden über die Araber und die Frauen in einem Ton, der plötzlich die Erinnerung an eine alte Familiengeschichte in mir weckt, die ich vergessen oder vielleicht verdrängt hatte. Beim Anblick dieser ruhigen, kleinen Geschäftsmacher fällt sie mir wieder ein. Oder liegt es an der vom Tabak rau gewordenen Stimme des einen? Sie erinnert mich nämlich an meinen Onkel Pierre, den älteren Bruder meines Vaters.

Während des Krieges arbeitete Onkel Pierre für die Schweizer Regierung, im damaligen Politischen Departement, dem heutigen Departement für Auswärtige Angelegenheiten. Onkel Pierre, 1940 noch keine dreissig Jahre alt, war zuständig für die Beförderung der Diplomatenpost zwischen Bern und Vichy. Mehr als einmal erzählte er mir von seinen langen Reisen im Nachzug mit seinen beiden grossen versiegelten Koffern. Er hatte an der Universität Genf und in Deutschland Jura studiert. Er bewunderte die rechtsextreme Bewegung von Géo Oltramare und hatte an deren Kundgebungen teilgenommen. Er liess keine Gelegenheit aus, gegen «diese Saujuden» zu wettern. Deshalb fand er den Marschall sympathisch. Er behauptete aber auch, die endlosen Reisen zwischen den beiden Hauptstädten hätten seine Gesundheit ruiniert. Von ihm habe ich erfahren, dass die Deutschen bei der Kontrolle seines Diplomatenpasses «Vichy» immer falsch aussprachen. Da bei ihnen V wie F und Y wie Ü ausgesprochen werde, hätten sie statt Vichy «Fischü» gesagt (was im Französischen etwa «erledigt» oder «futsch» bedeutet – Anm. d. Ü.). Diese sprachliche Prophezeiung sollte sich bald darauf bewahrheiten.

In der Familie genoss Onkel Pierre eine Art Sonderstatus, dank dem er nicht allzu viel zu arbeiten brauchte und insbesondere über gesundheitliche Probleme und über die Gesellschaft im Allgemeinen klagen konnte. Er lebte mit seiner ehemaligen Mätresse, die inzwischen seine Ehefrau geworden war, in einer hübschen Pariser Wohnung an der Rue de Vaugirard. Tante Denise war die Frau eines französischen Indochina-Offiziers gewesen, hatte dessen Tod abgewartet, um wieder heiraten zu können. Eines Tages erzählte mir diese elegante Pariser Dame, die ihre Zigaretten spitze stets senkrecht hielt, von ihrem Leben mit Onkel Pierre.

– Während des Krieges musste ich mich verstecken.

– Dich verstecken, Tante Denise?

– Nach meiner Familie wurde ein Boulevard benannt.

– Ich weiss, Boulevard Pereire im 17. Arrondissement. Na und?

– Wir waren Bankiers – und Juden.

– Aber Onkel Pierre war ein erbitterter Antisemit.

– Vielleicht ist er deswegen krank geworden.

Beim Gedanken an diese alte Familiengeschichte wünsche ich mir, Le Corbusier, den ich so sehr bewundert habe, möge nach der Nazizeit ebenfalls Gewissensbisse verspürt haben. Ich möchte seine Werke ohne Hintergedanken bewundern können. Besonders lieb wäre es mir, wenn jener grosse Wandbehang, unter dem einer meiner Berner Freunde arbeitet, überdies als Staatssekretär, uns immer noch gefiele.

Ich blättere Le Corbusiers Briefwechsel weiter durch und finde ganz ähnliche Hinweise. So hat er zum Beispiel einen Besuch bei Léon Blum, gemeinsam mit Gide, an Weihnachten 1946 dazu benutzt, zu verkünden, er habe seiner Vergangenheit den Rücken gekehrt: «Alles bestens, ich bin fein raus.»

Bezeichnend ist auch sein Schreiben an Mendès-France, kaum dass dieser an die Macht gekommen war. Oder sein eiliges Bemühen, den Staatsstreich des 13. Mai 1958 für sich zu nutzen: In der kurzen Zeit, da de Gaulle unbeschränkte Vollmacht besass, bat er Malraux, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Als hätte er während des Krieges nicht immer wieder seinen Hass auf das gaullistische Unterfangen beteuert, besass er plötzlich keinerlei Scheu mehr, anlässlich des Baus der Französischen Botschaft in Brasilia um bevorzugte Behandlung zu bitten.

Ich erinnere mich auch an das Denkmal für die Kriegsopfer, das er neben Ronchamp errichtete. Wie konnte er dort bloss schreiben, die auf jenem Hügel gefallenen Résistance-Kämpfer seien Franzosen gewesen, «die für den Frieden starben»? Wie konnte er die Worte derart verdrehen? Und das Andenken an diejenigen, die das Regime bekämpft hatten, dessen Handlanger er selbst gewesen war? Ich bestelle noch ein Viertel Vichy. Eigentlich mag ich dieses Getränk nicht. Mir kommen die Worte des Lastwagenfahrers über den anhaltenden Gestank der Stadt wieder in den Sinn. Ich beobachte, wie andere Spaziergänger sich sorgfältig einen schattigen Platz suchen. Ich höre, wie sie über das Wetter und über die Streiks sprechen, gegen die die Regierung nicht mit der notwendigen Entschlossenheit vorgehe. Zunächst hatte ich geglaubt, «Le Corbu» verkörpere unsere helvetische Schwierigkeit, zu unserem Verhalten während des Zweiten Weltkrieges zu stehen. Aber dass das Regime sich vier Jahre lang halten konnte, lag nicht nur an den Schweizern, die in Vichy lebten. Ich habe erfahren, dass der heutige Bürgermeister der Stadt, ein ehemaliger Linker, zur Rechtsextremen übergetreten ist. Immer deutlicher spüre ich, dass diese Stadt eine eigenartige Stimmung, seltsame Schwingungen erzeugt. Aber das ist natürlich nur Einbildung. Nun wäre es an der Zeit, ein Hotel zu suchen, auf einer Restaurant-Terrasse zu Abend zu essen, diesen schönen Tag auf angenehme Art ausklingen zu lassen. Dann schlafen zu gehen, um morgen erfrischt durch die Stadt und ihre Parkanlagen zu laufen. Aber genau das kann ich mir nicht mehr vorstellen. So als ahnte ich bereits, dass mein Atem nicht lang genug sein wird, um den Sonnenaufgang am Allier zu geniessen. Lieber ändere ich meine Pläne. Ich stehe auf, gehe ein paar Schritte und beschliesse, vor Einbruch der Dunkelheit wieder loszufahren. Ich halte es nicht mehr aus und fliehe aus Vichy.

Daniel de Roulet, Schriftsteller,
daniel.de-roulet@wanadoo.fr
Übersetzung aus *Tracés 20 / 2005* von Richard
Squire, squire@bluewin.ch

Anmerkungen

- 1 Le Corbusier, *Choix de Lettres. Auswahl, Einführung und Anmerkungen* von Jean Jenger. Birkhäuser, Basel 2002.
- 2 Le Corbusier, *Lettres à Auguste Perret*. Hrsg. Marie-Jeanne Dumont, Editions du Linteau, Paris 2002.

Ausbildung Baubiologie/Bauökologie



Nachhaltig Planen und gesund Bauen kann gelernt werden. Nutzen Sie unser Wissen für Ihre erfolgreiche berufliche Zukunft.
Die Bildungsstelle Baubiologie SIB führt eine modulare baubiologische / bauökologische Weiterbildung durch, welche insgesamt 10 Module umfasst und mit einem eidg. Fachausweis abgeschlossen werden kann (eduQua – zertifiziert). Es können auch nur einzelne Module besucht werden.

Wann	Samstag oder Freitag Beginn jederzeit möglich, da der Kurs modular aufgebaut ist.
Infos	Genossenschaft Bildungsstelle Baubiologie SIB Andreas Graf, Eglistrasse 8, 8004 Zürich Tel. 01 / 491 35 28, Fax 01/ 401 02 79, E-Mail: bildungsstelle@baubio.ch www.bildungsstellebaubio.ch

FACHHOCHSCHULE
ZENTRAL SCHWEIZ
HTA
HOCHSCHULE FÜR
TECHNIK+ARCHITEKTUR
LUZERN

Fachhochschule
beider Basel
Nordwestschweiz
FHBB | Departement Bau | Abteilung
Architektur

STUDIENBEGINN SOMMERSEMESTER 2006

Master in Architektur

Wir bilden Architektinnen und Architekten mit einem FH-Diplom, ETH-Diplom oder mit einem Abschluss einer ausländischen Hochschule in einem 4-semestrischen Zyklus zu Master in Architektur aus
- international anerkannt
- anwendungsorientiert
- wissenschaftlich fundiert
- kompetent im interdisziplinären Planungsprozess
- flexibel im Umgang mit zukünftigen Fragenstellungen
- versiert in Kommunikation und Präsentation

Sie lernen im intensiven interdisziplinären Diskurs das Bauwerk auf den gesamten Bauzyklus hin zu analysieren, zu entwerfen und zu führen und tragfähige Gesamtsysteme zu entwickeln: konstruktiv ausgereift, formal erfinderisch, technologisch/kulturell nachhaltig und kontextuell verankert.

Informationen:
www.master-architektur.ch
Christian Hönger, Prof. Architektur HTA Luzern
Studiengangsleiter Master, choenger@hta.fhz.ch
Luca Selva, Prof. Architektur, Studiengangsleiter Master
FHBB Nordwestschweiz, l.selva@fhbb.ch

Bezug Studienführer/Anmeldung:
Diplomsekretariat, HTA Luzern,
Technikumstrasse 21, 6048 Horw
diplomstudium@hta.fhz.ch
Telefon + 41 41 349 32 07